

Wer bedroht die Heimat? : Eine Rede

Autor(en): **Seiler, Alexander J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **64 (1985)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wer bedroht die Heimat? – Eine Rede

Von Alexander J. Seiler

Liebe Ausländerinnen und Ausländer,
liebe Schweizerinnen und Schweizer,
liebe Mitinsassen des Raumbootes Erde!

Zunächst eine persönliche Erinnerung:

Im Oberwallis, wo ich während des Zweiten Weltkrieges als Halbwüchsiger jeden Sommer meine Ferien verbrachte, gibt es zwei Dörfer, die eine knappe Wegstunde, kaum fünf Kilometer auseinanderliegen. Das Ferienhaus meiner Eltern stand halbwegs zwischen den beiden Dörfern an der Gemeindegrenze, so dass wir, obwohl zur einen Gemeinde gehörig, ebenso viel mit den Leuten aus der andern in Berührung kamen; am einen Sonntag gingen wir in R. zur Kirche, am andern in T. Beides waren arme Bergbauerdörfer von je um die zweihundert Einwohner, die sich für die damals noch spärlichen Fremden kaum voneinander unterschieden. Dennoch gehörte es zum täglichen Leben, dass die Leute von T. über die Leute von R. schimpften und umgekehrt: Die Bevölkerung jedes Dorfes schrieb jener des andern schlechte Eigenschaften zu, von denen sie selber selbstverständlich frei oder doch fast frei war. Als Höhepunkt einer solchen Schimpftirade ist mir unvergesslich, wie einer von T. die Leute von R. als «verflüechticheibe Nazioo» bezeichnete, zu deutsch als «gottverfluchte Nation».

Was hat, werden Sie fragen, diese Anekdote aus einer andern Zeit mit dem Thema zu tun, das uns hier und jetzt be-

schäftigt: «Solidarität statt Fremdenhass»? Ganz gewiss *hassten* die Leute von T. die Leute von R. so wenig wie diese die ersteren, und in Notfällen – etwa bei einer Lawinenkatastrophe oder Feuersbrunst – wäre Solidarität mit dem Nachbarn keine Frage gewesen. Aber in normalen Zeiten brauchte jedes Dorf seine Fremden – seine besonderen, eigenen Fremden im Unterschied zu den anonymen, sozusagen allgemeinen Fremden, von denen man nicht wissen konnte, ob und wann sie mit der Schmalspurbahn das Tal herauf kamen und wie lange sie blieben. Diese konnte man brauchen, weil sie für Kost und Logis und manchmal einen Bergführer willkommenes Bargeld ins Tal brachten – die Leute aus dem andern Dorf brauchte man, um sich der eigenen Art, der Eigenart, heute würde man sagen: der eigenen Identität zu vergewissern. Man brauchte sie als Fremde, gerade weil sie einem so ähnlich und so nah und immer da waren.

Heimat als sinnliche Erfahrung

Ich will keine volkskundliche oder soziologische Theorie der Nachbarschaft vortragen, aber ich meine, jede Beschäftigung mit dem und den Fremden hat von der selbstverständlichen Voraussetzung auszugehen, dass wir das Fremde brauchen, um das Eigene als Eigenes zu erfahren. Wir brauchen aber auch ein Eigenes, um mit dem Fremden umzugehen, und wie wir mit dem Fremden zu Rande kommen, wird allemal davon abhängen, wie wir mit uns sel-

ber und dem Eigenen umgehen. Ganz provisorisch gesagt: Ich sehe einen direkten Zusammenhang zwischen dem Wahlerfolg der Überfremdungsgegner in Genf und der städtebaulichen Zerstörung und Verwüstung, der diese Stadt in den letzten Jahrzehnten ausgesetzt war. Wo sich zwischen einer museal verödeten, nur mehr von Touristen belebten Altstadt und dem Stadtrand eine gesichtslose Betonwüste hinzieht, da bedarf es der Ausländer und Exoten im Strassenbild nicht, damit sich, wie die Rede geht, der Schweizer selber als Ausländer vorstellt. Heimat ist im Unterschied zum Vaterland keine Abstraktion, sondern die konkrete, sinnliche Erfahrung von Zugehörigkeit und Vertrautheit. Eine Stadt, die keine Quartiere mehr hat, taugt nicht zur Heimat.

Aber es ist einfacher, für diese Heimatlosigkeit mitten in der Heimatstadt die Afrikaner verantwortlich zu machen, die sich mangels einer anständigen Wohnung in den Strassen aufhalten, als die unsichtbaren Verwaltungsräte und Aktionäre der Sociétés Anonymes, die zwecks Optimierung der Grundrente Stadtzerstörung betreiben.

Zurück zu meinen Walliser Dörfern: Sie bedeuten mir nicht darum ein Stück Heimat, weil ich, in Zürich aufgewachsen, im Wallis heimatberechtigt bin, sondern weil sie für mich trotz ihrer grossen Ähnlichkeit unverwechselbar waren. Nach dem zweiten oder dritten Sommer konnte ich die Einwohner des einen von denen des ande-

ren Dorfes an feinen, aber unverkennbaren Nuancen ihrer gemeinsamen Mundart so sicher unterscheiden wie heute günstigenfalls einen Stadtbasler von einem Baselbieter. Ich sage: günstigenfalls, denn die Unterschiede in Sprachmelodie und Färbung der Vokale haben sich nicht nur zwischen Nachbarländern, sondern innerhalb ganzer Regionen abgeschliffen und verdünnt wie der Wortschatz aller Mundarten quer durchs Land. Dass sich die Zwanzigjährigen heute einer aus dem Hochdeutschen rückübersetzten, quasi synthetischen Mundart als Schriftsprache bedienen, ist bezeichnend als ebenso rührender wie untauglicher Versuch, den Sprachverlust rückgängig zu machen, den die immer anonymere Sprache der Medien über ein noch vor Generationen fest in idiomatischer Vielfalt verwurzelt Land gebracht hat. Auf diesen Aspekt der Überfremdung, mit dem sich die Überfremdungsgegner kaum beschäftigen, werde ich noch zurückkommen.

Vergangenheit als Gegenwart ausgeben

Liebe Freunde, sehen Sie in meinem Versuch, mich vom Eigenen zum Fremden vorzutasten, bitte nichts Heimatschützerisches. Die Schweiz als Glücks- und Sonderfall, als Mythos des wundersam und beispielhaft Gewachsenen und darum auf alle Zeiten zu Bewahrenden – die Schweiz, in der ich während der geistigen und militärischen Landesverteidigung als Spross eines sonst aufgeklärten Bürgertums aufwuchs: diese Schweiz ist mir durch «Brunnenvergifter» wie Karl Barth und Max Frisch schon bald nach dem Krieg verleidet worden. Übrigens auch durch den Schweizer Film jener Jahre, der uns unentwegt eine verklärte historische Schweiz

der ländlichen und kleinstädtischen Idylle vorführte, nie aber eine städtische Wohnkolonie oder das Innere einer Fabrik. Keine Nostalgie also, vielmehr meine ich, es sei kein Zufall, dass diese Schweiz, die wir 1964 an der Expo Lausanne für überwunden hielten, heute in den Medien und anderswo fröhliche Urständ feiert, während zugleich täglich mindestens 10 Hektaren landwirtschaftlichen Bodens – und das heisst ländliche Heimat – durch sogenannte Überbauungen in Verkehrsflächen und Wohngebiete verwandelt werden: Wohnblöcke, von denen die wenigsten geeignet wären, in der Sendung «Chumm und lueg» des Fernsehens DRS Heimat vorzuspiegeln. Dass die Schweiz ihre eigene Vergangenheit verklärt, hat sie mit fast allen Nationalstaaten gemein – dass sie aber ihre Vergangenheit unverdrossen als Gegenwart ausgibt, ist ihre ganz eigene Mischung aus Treuherzigkeit, Unverfrorenheit und Selbstbetrug.

Die humanitäre Schweiz, die Heimat Henri Dunants und des Roten Kreuzes, das Herz Europas und die Wiege der Demokratie, die Lesebuch- und Postkarten-Schweiz der Sennen und Sämannen, der Melker und Schnitter – ja, dieses Trugbild musste wohl wirklich schon damals nicht nur gegen Hitler und Mussolini, sondern auch gegen Juden, Marxisten und andere zersetzende Elemente verteidigt werden. Dass die Fiktion dieser Schweiz während des frenetischen Wirtschaftswachstums der Nachkriegskonjunktur zunehmend unglaubwürdig wurde, dafür mussten dann nicht Politiker und Wirtschaftskapitäne herhalten, sondern die Fremdarbeiter, die das Wirtschaftswachstum zu geringsten Gestehungskosten erst ermöglichten. Und heute, da die Fremdarbeiter zum einen Teil nach Hause geschickt, zum an-

dern Teil angeblich integriert sind, bedarf es der Türken und Tamilen, der Chilenen, Pakistani und Kongolesen, damit heimatlos gewordene oder doch heimatgeschädigte Schweizer sich einreden können, es seien die Fremden, die ihre Heimat bedrohten . . .

Brauchen wir die Fremden, um noch eine Heimat zu haben?

Die Fremdarbeiter brauchten und brauchen wir – wie sehr wir sie brauchten, zeigt sich erst heute, da wir dank der zweihundertfünfzigtausend Heimgeschickten die weitaus geringste Arbeitslosenquote aller westlichen Industrieländer haben: das gibt der Wirtschaft, die sie gerufen hat, im nachhinein ein Recht.

Die Flüchtlinge und Asylbewerber von heute, denen die neue Welle von Fremdenhass in erster Linie gilt, brauchen wir in diesem Sinne nicht: Wir haben sie nicht gerufen, sie sind von selber gekommen und brauchen *uns*, was uns sowohl schmeichelt als lästig ist. Das Asylgesetz, mit dem wir uns vor kaum sechs Jahren endlich distanziereten *von der schändlichen Asylpolitik der Nazizeit*, war gedacht für Ostflüchtlinge: Nach den Ungarn und Tschechoslowaken kamen auch wirklich noch Polen, aber statt Bulgaren oder Rumänen, die einen weiteren Beweis geliefert hätten für die Überlegenheit unseres politischen und wirtschaftlichen Systems, sind es nun politisch und rassistisch Verfolgte aus Ländern, wenn auch exotischen, der sogenannten freien Welt, die bei uns eine bessere Freiheit suchen. Sind diese Leute wirklich verfolgt? Sind es wirklich Freiheit, Sicherheit und nicht vielmehr unsere Fleischtöpfe, auf die sie es abgesehen haben?

Während ich dies schreibe, am Welternährungstag, bewilligt der Bundesrat weitere vier Mil-

lionen Franken für die Lagerung der Rindfleischüberschüsse, die wir mit Futtergetreide aus Hungerländern produzieren; dennoch muss das Asylgesetz schon zum zweitenmal revidiert werden, damit unechte Flüchtlinge, Parasiten auf unserem Fleischberg, rascher erkannt und ausgeschafft werden können. Ausserdem muss – ich zitiere Nationalrat Hans Georg Lüchinger (FDP) – «verhindert werden, dass Asylbewerber bei uns Geld verdienen und nach Hause schicken können». Ende Zitat. Gegen das Geld, das Schweizer Banken verdienen, weil aus den Herkunftsländern der Asylbewerber Regierungschefs und Militärs ertrogenes und veruntreutes Geld in die Schweiz schicken – gegen dieses Geld hat Herr Lüchinger nichts einzuwenden; dafür reisen Schweizer Chefbeamte nach Sri Lanka, um an Ort und Stelle zu untersuchen, ob die Tamilen wirklich als Volksgruppe und nicht etwa bloss wegen mangelnden Wohlverhaltens *individuell* verfolgt werden. Ich stelle mir das Ergebnis einer solchen Studienreise nach Nazideutschland vor, wo bekanntlich jeder bessere Deutsche neben den gewöhnlichen Juden seinen Ausnahme- und Renommierjuden hatte. Herr Rothmund, damaliger Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, beschloss damals ohne weitere Recherchen: dass einer Jude ist und damit faktisch rechtlos im Dritten Reich, weist ihn trotz Judenstein im Pass noch nicht als Flüchtling aus, es bedarf *konkreter Beweise* . . .

Wir brauchen nicht nur die Fremden, die wir brauchen, wir brauchen auch jene, die wir nicht brauchen können: sie bestätigen uns den hohen Kurswert unseres Landes. Dass wir ihnen bis zum Gegenbeweis unterstellen, sie suchten bei uns wirtschaftliche Vorteile ohne Notlage, aus schierem Eigen-

nutz, das wirft allerdings ein merkwürdiges Licht auf den Begriff von Heimat in einem Land, das bis vor wenig mehr als hundert Jahren selbst ein Auswanderungs- und Heimwehland war. Waren die Tessiner und Bündner Bergbauern, die bis über die Jahrhundertwende hinaus ein menschenwürdiges Auskommen in Amerika suchen mussten, vielleicht schlechte Patrioten, dubiose Elemente? Offenbar glauben wir nicht mehr an Heimweh: Heimat ist, wo es einem gut geht, ist also austauschbar, also verlierbar.

Die Sprache des Fussballvolkes

Eine junge Frau, Schweizerin, diplomierte Landwirtin, somit bodenständig, erzählte von der Mittagspause in der einzigen Wirtschaft einer Vorortssiedlung: fünfzig Männer, Handwerker meistens, und zwei Frauen. «Blick» geht von Hand zu Hand, wird vorgelesen und laufend kommentiert. Ein «grüner Professor», so «Blick», hat vorgeschlagen, die Höchstgeschwindigkeit im Strassenverkehr generell auf 40 Stundenkilometer zu senken. Dieser Mann hat in der Männerrunde sogleich sein Leben verwirkt, strittig ist bloss die Todesart und die Frage, ob es nicht an der Zeit wäre, alle Grünen, Roten und Farbigen insgesamt zu liquidieren oder doch nach Moskau zu schicken. Die junge Frau schluckt mit der Suppe ihr Entsetzen: «Was kannst du machen, gar nichts.» Die Beiz ist bodenständig, die junge Frau gleichfalls, dennoch fühlt sie sich, weil solidarisch mit den Exekutierten und Verschickten, als Fremde im eigenen Land.

Brauchen wir die Fremden, die wir nicht brauchen können, damit es so recht gemütlich sei in der Beiz einer Grossüberbauung? So war es nicht in meinen

Walliser Dörfern, so war es nicht.

Aber vielleicht brauchen wir gar nicht die Fremden, sondern schlicht den Feind, den unsere gut ausgerüstete und ausgebildete Armee Jahr für Jahr zurückschlägt oder doch stoppt in den Manövern, so dass wir es ihm nie so richtig zeigen können? Die Fussballtragödie von Brüssel hat unsere Medien entsetzt, das Fernsehen DRS sogar so sehr, dass es uns die Bilder vorenthielt, aus denen wir hätten lernen können, wie es aussieht, wenn die Sicherungen durchbrennen beim Fussballvolk. Ich sehe selber gerne Fussball, meine erste Erinnerung an Fussball, den ich nicht selber spielte, ist ein heisser Frühlingsnachmittag im Jahre 1938, die Strassen in Zürich-Hottingen sind leer, als ich mir zwischendurch ein Eis hole für zwanzig Rappen, und aus den offenen Fenstern dröhnt und scherbelt die Stimme des Radioreporters Hans Sutter, der aus Paris berichtet vom Sieg der Schweiz gegen Grossdeutschland: 4:2 im Wiederholungsspiel um die Weltmeisterschaft.

Das war schon mehr als Fussball, das war Landesverteidigung: Der Beweis, dass man als kleines Land bestehen konnte gegen Hitler, und obwohl mir die heutige Bundesrepublik in vieler Hinsicht näher steht als die meisten andern Länder, bin ich im Fussball noch immer automatisch gegen Deutschland. Damals rief man auf den Plätzen «Hopp Schwyz!» oder «Hopp GC!», heute höre ich aus der Kurve im Letzigrund: «Wir woll'n keine GC-Schweine», und im Hardturm fordern die GC-Fans «Weg, weg, weg, mit dem Xamax-Dreck!» Was ich nicht höre, sind die Gespräche der Fans untereinander, deren Vokabular, den Gegner betreffend, ein Reporter das «Tages-Anzeiger-Magazins» kürzlich aufgezeichnet hat: «Schwu-

le Sau, Tschingg, Türgg, Jud, Hippie.» Auch Auschwitz fehlt nicht, dorthin soll sich der Spieler verfügen, der für den Gegner ein Tor erzielt hat.

Ich höre die Frage besonnener Schweizer, ob diese Fan-Klubs, die sich gegenseitig halbtot prügeln, denn mehr seien als eine verschwindend kleine exotische Gruppe am Rand der Gesellschaft. Ich meine, gerade weil sie eine Randgruppe sind, sollten wir sie ernst nehmen. Was auf uns zukommt, zeigt sich nie zuerst in der Mitte, sondern am Rande. Vom Gesetz der hereinbrechenden Ränder sprach der Schriftsteller Ludwig Hohl, zeit seines Lebens selber eine Randfigur. Es fragt sich, was wir lieber von den Rändern hereinbrechen sehen: den Fremdenhass, der sich seine Fremden nimmt, wo er sie findet – heute Asiaten und Afrikaner, morgen wieder Italiener und Spanier, übermorgen Juden, Marxisten und andere zersetzende Elemente – oder die Fremden, die zu uns kommen, weil sie gehört haben von einer humanitären und erst noch reichen Schweiz.

Solidarität – auch aus Vernunft

Ich will hier, liebe aus- und inländische Freunde, die bekannten Geschichten nicht wiederholen von den Fremden, den Hugenotten und Waldensern, den deutschen Professoren und italienischen Bauhandwerkern, die als religiöse, politische und «wirtschaftliche» Flüchtlinge zu uns kamen und deren Leistungen uns heute zu kulturellem Stolz und wirtschaftlichem Gewinn gereichen. Es ist auch zuzugeben, dass die Asylbewerber aus Sri Lanka und Zaire weniger günstige Voraussetzungen mitbringen für die Gründung ganzer Industrie- und Handelszweige. Dennoch meine und wiederhole ich: wir brauchen auch und gerade diese Frem-

den, wenn wir uns selber nicht vollends fremd werden wollen in diesem Land. Ich meine das nicht im Sinne einer Sonntagspredigt: Solidarität nicht als moralische Forderung, sondern aus purer Vernunft, man könnte auch sagen: aus Egoismus. Ich will das so gut zu begründen versuchen, als es in der knappen Zeit möglich ist, die mir bleibt, und ich kann dabei auf einiges zurückgreifen, was ich zu Beginn andeutete.

Erstens: Die erste wie die zweite Welt befinden sich infolge der zweiten industriellen Revolution in einem immer rapideren und umfassenderen Prozess der kulturellen Angleichung und Nivellierung. Das trifft bezeichnenderweise in ebenso hohem Masse auf die sogenannten Protest- oder Subkulturen wie Pop, Rock, Punk usw., aber auch auf die ökologischen Alternativbewegungen zu. Man protestiert gegen die zunehmende Uniformierung des Lebens, indem man sich ein zwar buntes, aber gleichfalls einheitliches Kostüm überzieht. Zum Teil ist dieser Prozess das spontane Ergebnis der durch Raumfahrttechnik und Mikroelektronik vollendeten Gleichzeitigkeit auf diesem Planeten, zum andern die Folge des amerikanischen Kulturimperialismus in Nachrichtenwesen und Unterhaltungsindustrie. Wie immer: In Film, Fernsehen, Radio, Presse wird zunehmend eine Einheitskultur nordamerikanischer Prägung verbreitet, die überall ankommt und niemanden wirklich etwas angeht. Ich kann mir Beispiele ersparen, sie sind leider bekannt. Hier tritt Fremdes an uns heran, indem es sich als Eigenes ausgibt; die Folge ist bei den Zuschauern und Zuhörern Selbstentfremdung, die als solche nicht bewusst wahrgenommen wird; es kommt zur Bildung dessen, was die Psychoanalyse das falsche Selbst nennt. Eine unbewusste

Reaktion darauf ist bei der Deutschschweizer Jugend die bereits erwähnte Regression in eine Mundart, die keine mehr ist. Auch die Mundart an Radio und Fernsehen ist meist keine mehr, und die amerikanischen Serien hört man nicht in der Originalsprache, wie anonym diese auch sein mag, sondern in dem noch synthetischeren Kunststoffdeutsch der Münchner und Westberliner Synchronfabriken. Ich möchte vorschlagen: Richten wir unseren Fremdenhass gegen diese und andere Formen der kulturellen Kolonisierung und gönnen wir uns den Umgang mit wirklichen Fremden, in dem wir uns selbst und unsere Eigenart nicht so sehr wiederfinden als neu gewinnen und entwickeln könnten.

Zweitens: Die Afrikaner und Asiaten, die unsere mehr und mehr durch Immissionen gestörte Idylle bedrohen, sind uns nicht aus dem blauen Himmel zugefallen. Sie kommen aus Ländern oder doch Weltgegenden, in denen unsere Geld- und Warenexporte, ob als Entwicklungshilfe deklariert oder nicht, die Unterschiede zwischen Arm und Reich, die sozialen und kulturellen Spannungen nicht vermindert, sondern im Gegenteil vervielfacht haben. Ich kann auf diese Zusammenhänge, die übrigens gar nicht so komplex sind, hier nicht näher eingehen, aber so viel ist klar: Allermindestens die innerhalb des Weltflüchtlingsstroms verschwindend kleine Anzahl von Flüchtlingen, denen die weite Reise zu uns gelingt, haben wir durch unseren Lebensstil und -standard höchstpersönlich auf dem Gewissen. Nach dem sogenannten Verursacherprinzip wären wir nicht nur moralisch, sondern gleichsam völkerrechtlich verpflichtet, sie ebenso global aufzunehmen wie 1956 elftausend Ungarn und 1968 elftausend Tschechoslowaken.

Drittens: Wir sind ein reiches, aber kein glückliches Land. Wer's nicht glaubt, weil er selber zu den Glücklichen gehört, den verweise ich auf die Selbstmord-, Psychiatrie- und Alkoholstatistik. Uns einen abkrampfen liegt uns besser als leben und zusammenleben. In den letzten Jahren haben, scheint mir, Beziehungslosigkeit und das Gefühl von Sinnlosigkeit galoppierend zugenommen. Ich will nicht von Scheidungen, Trennungen und zerbrochenen Freundschaften reden, für die es neuerdings den makabren Sammelbegriff der «Beziehungsleiche» gibt. Aber immer häufiger sehe ich in den Strassen unserer schönen, reichen und von Unruhestiftern so gründlich gesäuberten Stadt Zürich Menschen beiderlei Geschlechts und meist gesetzteren Alters, die, gleichsam gegen den Verkehrslärm, mit sich selber reden. Es sind keine freundlichen und besinnlichen Selbstgespräche, die sie führen, sondern böse, verkniffen heftige, in Mimik und Gestik von Resentiment und Hass erfüllte. Woher auch immer das Resentiment stammen und wem es auch gelten möge: diese Menschen haben dafür keinen Adressaten mehr ausser sich selbst. Mich dünkt, dies sei der Fremdenhass in letzter Konse-

quenz: *jeder Schweizer sein eigener Tamile*. Um unglücklich zu sein, brauchen wir die Flüchtlinge aus Süd und Ost nicht unbedingt, aber vielleicht könnte der eine oder andere unter uns von ihrer noch ursprünglicheren und daher überlegenen Lebens- und Beziehungskultur lernen, wie man besser mit sich selbst und seinen Nächsten umgeht.

Noch einmal zum Umgang mit dem Eigenen und dem Fremden, und noch einmal etwas Persönliches. Ich bin aufgewachsen in einem Elternhaus, in dem viele Fremde, Ausländer, ab 1938 auch Emigranten, d.h. Flüchtlinge, verkehrten. Einzelne von ihnen wohnten wochen- und monatelang bei uns, sie gehörten zur Familie, und es wäre mir nie eingefallen, sie als Fremde zu betrachten. Als fremd, bedrohlich erlebte ich dagegen die Schweizer Arbeitslosen, die während der Krisenjahre hin und wieder an der Haustür klingelten und nach Garten- und Hausarbeit fragten: Sie kamen aus einer Welt, die mir unbekannt war, die ich mir nicht vorstellen konnte und die mir vage Schuldgefühle gab. Aber ich hatte auch meinen eigenen, höchstpersönlichen Fremden, von dem ich erzählen, den ich aber niemandem

zeigen konnte: den Fassadenkletterer, der eine Zeitlang Nacht für Nacht, später in grösseren Abständen und jahrelang immer wieder mal durch Fenster in mein Zimmer im ersten Stock einstieg. Dass Fensterläden und Fenster geschlossen waren, half nichts, sie vermochten den Eindringling nicht abzuhalten, immer wieder kam der Moment, da er sich über das Fenstersims in mein Zimmer schwang und mir, der ich wie gelähmt im Bett lag, der Herzschlag stockte.

Das Gesicht des Fassadenkletterers habe ich nie gesehen, aber ich konnte es mir nicht anders vorstellen als böse und von einem hämischen Grinsen verzerrt.

Auch als der Fassadenkletterer endlich nicht mehr kam, blieb er mir als Inbild des Unheimlichen und Ungreifbaren gegenwärtig, dem man wehrlos ausgeliefert ist.

Aber erst Jahrzehnte später habe ich begriffen, dass der Fassadenkletterer niemand anderer war als ich selber – mehr kann ich darüber hier nicht sagen.

Liebe Mitmenschen jedweder Nationalität, ich danke Euch fürs Zuhören und wünsche guten Appetit und uns allen einen schönen, solidarischen Nachmittag und Abend.

Elisabeth Moltmann über feministische Theologie

Nicht nur Mutter und Magd

Von der männlich-halbierten zur feministisch-ganzheitlichen Theologie

1. Was ist Feministische Theologie?

«Feministische Theologie» ist eine Bewegung von Frauen, keine Dogmatik. Sie ist zugleich eine Theologie von Frauen für Frauen, die einen neuen Ort

auftut, wo Theologie getrieben wird. Sie ist eine Erfahrungstheologie wie «Gefängnistheologie» (Bonhoeffer), «Schwarze Theologie» und «Befreiungstheologie», die alle aus einer bestimmten Situation heraus die

Erfahrungen und das Wissen des Menschen um Gott reflektieren. Diese Situationen sind unterschiedlich, aber doch in vielem ähnlich: Menschen fühlen sich eingeeengt, erleben sich als gefangen, unfrei, und in die-